

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 4

Artikel: Wie lernten Sie sich kennen? : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie lernten Sie sich kennen?

*Antworten auf
unsere Rundfrage*

Illustration von
Rodolphe Bolliger

Die Antworten auf diese Frage, die, ewig zeitgemäss, weder durch Krieg noch Krise ihre Bedeutung für das menschliche Herz verliert, sind so zahlreich eingelaufen, dass wir auch die kleine Auswahl, die wir getroffen haben, auf zwei Nummern verteilen müssen.

Wir sind sicher, dass die vielen Einsender, auf deren Beiträge wir verzichten müssen, ihre Mitwirkung doch nicht bereuen. Sie haben zum Gelingen der Rundfrage mitbeigetragen und darüber hinaus schöne Erinnerungen geweckt.

Ausser Ort und Name wurde an den Beiträgen nichts geändert. Es spricht das Leben.

Die Schnecke

Ein Dutzend Jahre sind seither vergangen.

An einem schönen Juliabend erwartete ich am Ausgang der Stadt — nicht meinen nachmaligen Ehegemahl, sondern meine Freundin. Sie liess auf sich warten, diesmal sogar länger als gewöhnlich. Schliesslich riss mein Geduldsfaden, ich kam, hin und her schlendernd, immer



weiter und geriet endlich in einen schmalen Waldpfad am Rande der Stadt. Es war eine vielbegangene Waldecke, ich durfte also einen kleinen Spaziergang auf eigene Faust ruhig wagen.

Hier muss ich einfügen, dass ich Tiere immer geliebt habe, schon von Kindsbeinen an, und die kleinen mehr als die grossen. Mitten auf meinem Waldweg stiess ich auf eine Schnecke, und zwar auf eine ganz gewöhnliche rote Wegschnecke; es fehlte wenig, so hätte ich sie zertreten. Ich blieb stehen, bückte mich über das Tier und beobachtete teilnehmend seinen Schleichgang, bis die Schnecke den Weg überquert hatte und sich im Gras langsam verkroch. Als ich mich wieder aufrichtete, stand ich einem jungen Herrn gegenüber, der mich aus seinem guten Gesicht anlachte und fragte, ob ich denn eine besondere Vorliebe für solche Schnecken habe. In meiner Verwirrung antwortete ich « Ja » und setzte hinzu, dass so ein unscheinbares Kriechtier mindestens so interessant sei wie etwa ein Elefant oder ein Kamel. Das mochte ihn belustigen; wenigstens blieb er, als ich nun wieder den Waldweg zurück nach der Stadt zustrebte, an meiner Seite. Es fügte sich einfach so, weil wir zusammen über eine kleine Sache gelacht und nun wohl auch noch den gleichen Weg hatten. Ausserdem interessierte mich der junge Mann, dieser Sonderling, dessen Kopf unbedeckt war und dessen Füsse in San-

dalen steckten. Wir plauderten auf dem Rückweg über hundert mögliche und unmögliche Dinge, wir stritten uns über gegenteilige Ansichten in gewissen Lebensfragen und freuten uns wieder wie Kinder, wenn wir schliesslich entdeckten, dass wir doch beide das gleiche gemeint hatten. Es war ein reizvolles Zwiegespräch, weil jedes für das andere ein Fragezeichen war — zwei Menschen, jeder für den andern gleichsam aus dem Himmel gefallen . . . Wir trennten uns an diesem Abend in der Nähe meines Elternhauses, ohne uns einander vorgestellt zu haben, mit dem üblichen « Auf Wiedersehen! », und mein zukünftiger Eheherr schien jede genauere Abmachung durchaus überflüssig zu finden.

Wie diese erste, war auch unsere zweite Begegnung ganz und gar eine Sache des Zufalls. Sie trug sich etwa vier Wochen später zu. Dann, nach vielen gemeinsamen Abendspaziergängen, nannte endlich jedes seinen Namen, und nach sieben langen Jahren des Kampfes um eine Existenz heirateten wir. Unsere Ehe ist glücklich, wenn Sie auch das noch wissen wollen, und unsere Kinder sind natürlich die reinsten Ausbunde an Gesundheit und Gewecktheit. Wenn wir ihnen aber zuweilen im Tierbuch eine rote Wegschnecke zeigen und behaupten, das sei eines der wunderlichsten Tiere weit und breit, dann wollen sie es einfach nicht glauben.

Das Pariserli

Neun Jahre waren es letzten Sommer, als wir uns das erstemal begegneten. Ein sonniger Juli spannte seinen schönsten blauen Himmel über die Stadt. Ich zählte 17½ Jahre und weilte gerade bei meinen lieben Grosseltern in Zürich in den Ferien, von denen ich schrecklich verwöhnt wurde. Ich fand es aber damals beneidenswert und interessant, überall den Mittelpunkt zu bilden, was auch immer geschah, wenn Grosspapa mich als sein « Pariserli » vorstellte. Ich stand da, ver-

stand kein einziges Wort Schweizerdeutsch, und werde wohl nicht sehr gescheit dabei ausgesehen haben. Es sei hier erklärt, dass ich die einzige Tochter aus gutem, altem Thurgauergeschlecht bin, deren Vater sich aber bereits vor bald 30 Jahren in Paris angesiedelt hatte, wo er heute noch lebt.

An einem schönen Nachmittag gingen wir alle, die Grosseltern, eine Tante, ein Cousinchen und ich, in ein Hotel zum Tee. Als wir eintraten, sah ich meinen

späteren Mann zum erstenmal. Blitzartig überfiel mich dieser Gedanke: diesen und keinen andern wirst du heiraten! Nennt man das eine Vorahnung? Er sass an einem grossen Tische, mitten unter andern Offizieren, und sie bildeten eine fröhliche Tafelrunde. Auch wir waren bald lustig, denn Grossvater stiftete mir zu Ehren sogar zu dieser ungewöhnlichen Stunde ein Gläschen Champagner. Mitten im Geplauder sagte mein Cousinchen: «Lueget, dert isch en Offizier, wo ganz em Unggle Otti glychet!» Wie auf Kommando blickten wir alle nach diesem Mann, und es war derselbe, der jenen unverständlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Der Champagner mag mir ein wenig in den Kopf oder vielmehr in die Beine gegangen sein, denn ich empfand eine unheimliche Lust, zu tanzen. Da sagte meine Tante: «Kleine, dieser Offizier schaut dich immer an!» Ich fühlte mich bis an die Ohren erröten, und nichts auf dieser Welt hätte mich mehr dazu gebracht, nur einen einzigen Blick an jenen Offizierstisch zu werfen. Ich bearbeitete aber meine Grosseltern weiter, mich doch zum Tanze zu führen, denn allzu verlockend klangen einige abgerissene Saxophonklänge aus der ersten Etage zu uns herunter. Wie gewohnt, hatte ich auch Erfolg mit meinem Bitten. Tante und Cousinchen verabschiedeten sich, und ich stieg freudestrahlend, von meinen Grosseltern wie von zwei Schutzengeln eskortiert, die Treppe zum Dancing empor. Noch nie hatte ich in einem solchen Lokal getanzt, denn bei uns in Paris werden die jungen Mädchen streng erzogen und erst mit 18 Jahren offiziell zum ersten Ball geführt, und keinem käme es in den Sinn, allein auszugehen, immer ist

eine mehr oder weniger freundlich gesinnte alte Dame dabei. So war denn dieser Start ein Erlebnis für mich, und ich fand es einfach herrlich, so einen Tanz nach dem andern tun zu dürfen. Und die guten Grosseltern freuten sich mit mir. Besonders Grosspapa hatte ein verschmitztes Lächeln in den Mundwinkeln, das sich noch vertiefte, als jener Oberleutnant gleich in unserer Nähe Platz nahm. Was dann folgte, dürfte nicht schwer zu erraten sein: er lud mich zum Tanz und hatte sogar die Kühnheit, mir zu sagen: «Fräulein, ich wäre sehr froh, wenn Sie mir alle Tänze reservieren wollten!» Als er auf mein naives «Warum?» folgende Antwort gab: «Wir haben gerade in der Militärschule gehört, Infanterie dürfe keine Hindernisse kennen!», da gewährte ich ihm seinen Wunsch und wir tanzten nur noch miteinander. Hat mich damals die schmucke Uniform so sehr verblendet, dass ich die Glatze meines Tänzers über sah? Ich glaube kaum, sondern ich bin der Ansicht, dass sich einfach mein Schicksal erfüllen musste, diesen, gerade diesen Mann zu lieben...

Schon am folgenden Tage kam ein Telephonanruf. Ich war nicht wenig aufgeregt, als der Grossvater sagte: «Es war der Herr Oberleutnant. Er wollte uns einladen, aber ich sagte ihm, dass es heute unmöglich gehe.» Ich war aber damit nicht zufrieden, denn diese Ansicht entsprach nicht meinem innern Wunsche. Ich wusste es daher so einzurichten, dass ich schnell allein in die Stadt gehen durfte. In der nächsten Telephonkabine nahm ich das Buch zur Hand, suchte und fand endlich «Kaserne». Wie ich damals mit meinem Französisch doch schliesslich das Kommando erreichte, ist mir heute

Jedes Presse-Abkommen mit einem ausländischen Staat — welche Vorteile es auch böte und unter welchem Namen immer es eingeführt würde — gibt diesem Staat den Vorwand, sich in unsere Verhältnisse einzumischen. Hütet euch am Morgarten!

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

noch ein Rätsel. Da meldete sich eine Stimme, die fragte, wer da sei und was ich wünsche. Ich verstand keine Silbe, und die Stimme, die übrigens einem Obersten gehörte, wurde sehr freundlich und wiederholte die Fragen, aber diesmal in meiner Muttersprache. Da gestand ich meinen Wunsch, den Oberleutnant zu sprechen, und musste vernehmen, dass er nicht da sei und ob man ihm nicht etwas ausrichten dürfe. Da nahm ich allen Mut zusammen und bat: « Bitte, sagen Sie ihm doch, dass Renée mit ihrem Grossvater nicht einverstanden sei. » Der Herr Oberst mag gelächelt haben, er hat aber diesen Auftrag, wie ich später erfuhr, getreulich ausgeführt.

Am andern Morgen fragte der Oberleutnant wieder telephonisch bei uns an. Diesmal erhielt er keinen Korb. Grossvater sagte zu, und wir trafen uns am Abend zum Tanz. Viel habe ich an jenem Abend nicht gesprochen, aber der schlaue Bewerber wusste sich bei den beiden alten Leuten einzuschmeicheln. Als wir uns gegen Mitternacht verabschiedeten, waren die drei bereits gute Freunde geworden. Und ich? Ich hatte ein komisches Gefühl in mir, als sei ich noch ein kleines Schulmädchen.

Als wir uns das nächste Mal trafen, da waren wir zwei allein, Ernst und ich.

Es folgten dann ein paar schöne, glückliche Tage. Die Hauptmannsschule liess allerdings meinem Liebsten wenig freie Zeit, aber um so schöner waren die kurzen Augenblicke, die wir zusammen verbrachten . . .

Da kam der Tag, an dem ich ihm sagen musste, dass meine Ferien zu Ende seien und ich zurück nach Paris müsse. Wir waren auf einem Bummel mitten im Wald, ich sehe noch Ernsts erschrockenes Gesicht vor mir, und es ist mir, als klinge noch seine Stimme in meinen Ohren, als er sagte: « Liebste, bleibe noch! Sag, willst

du nicht immer bei mir bleiben? Willst du meine kleine Frau werden? » Ich antwortete ihm sofort, ohne zu zögern, mit einem herzlichen « Ja! ». Damals, wie auch noch heute, hasste ich viele Redensarten, ich wusste ganz genau, was ich wollte, und bekannte mich auch dazu.

Strahlend kehrten wir zu meinen lieben Grosseltern zurück, und sie sahen uns unser Glück und unser Einverständnis auch sofort an. Ich schrieb sogleich meinem Vater nach Paris, dass ich einen jungen Mann kennengelernt hätte, dass wir uns liebten und uns heiraten wollten. Aber, o weh! Die Antwort fiel nicht sanft aus! Vater fragte mich ohne viel Umschweife, ob ich eigentlich toll geworden sei, oder ob ich ihn für einen Narren hielte? Ich sei ja noch ein Kind und solle mir solche Liebeleien aus dem Kopfe schlagen! Wer aber am meisten böse war über eine solche Antwort, das war der Grossvater! Er wusste meinem Vater so zu schreiben, dass dieser unverzüglich sich in Paris in den Zug setzte und angereist kam, um sich die ganze Geschichte mit eigenen Augen zu beschauen.

Ich vergoss einige Tränen, denn Vater war hartnäckig; aber er stand allein gegen vier und musste schliesslich doch nachgeben, was ihm wahrscheinlich nicht allzu schwer gefallen sein mag, denn mein Verlobter hatte auch ihn bald für sich eingenommen.

Ich wurde noch der Familie meines Bräutigams vorgestellt, man sah mich auch dort wie ein Wundertierchen an (es ist eigentlich seltsam, wie viele Leute sich eine ganz falsche Vorstellung von uns jungen Pariser Mädchen machen . . .), wurde aber herzlich willkommen geheissen. Im Oktober wurde in Paris die Verlobung gefeiert, und zwei Monate später, an meinem 18. Geburtstag, heirateten wir.

Die erste Liebe

Mein Bruder ging mit ihrem Bruder in die gleiche Schulklasse. So fing es an.

Ich war neun Jahre und hatte einen braunroten, borstigen Haarschopf, und sie



Walter Sautter

Bleistiftzeichnung

war auch neun Jahre, war zierlich wie ein Porzellanfigürchen und hatte zwei grosse, dicke Zöpfe. Die Zöpfe waren ganz schwarz, und die waren das dickste an ihr.

Als ich sie das erstemal sah (sie holte ihren Bruder von der Schule ab, den ich « Flohgerippe » nannte, denn er war gar dürr), beschäftigte sie so stark meine Gedanken, dass ich am nächsten Tage während des Unterrichts immer an sie denken musste. In der Geographiestunde schrieb ich ihr den ersten « Liebesbrief ». Ich liess weder Worte noch Blumen reden, sondern Bilder. Ich hatte ein Kamel gemalt und darunter geschrieben: « Das bist du! » Diesen « Brief » schickte ich ihr durch ihren Bruder. Das war mein erster « Liebesbrief », und er hatte grossen Erfolg, denn von dem Tage an hatte sie mich auch gern.

Als wir elf Jahre alt waren, kam sie zu uns zu Besuch, um von dem Fenster meiner elterlichen Wohnung aus den Vor-

beimarsch eines Festzuges mitanzusehen. Ich fand sie « süss ». Sie hatte ein Kleidchen an mit lauter blauen Samtschleifchen, die sahen wie Schmetterlinge aus, die sie umschwebten. Gut, dass niemand anders damals sah, wie niedlich sie war, sonst wäre sie nie meine Frau geworden.

Ich habe damals alle Samtschleifchen an ihrem Kleid aufgespult. Man konnte die Seidenfäden durch das ganze Zimmer ziehen. Und sie lachte ganz leise und vergnügt. Ich sah das als ein Zeichen an, dass sie mir elend gut sein musste. Dann zupfte ich sie am Zöpfchen, und endlich sagte ich:

« Ich werd dich einmal heiraten! »

Da wussten wir zum erstenmal, dass wir Mann und Frau werden würden.

Mit vierzehn Jahren fing ich an zu « dichten », und als ich fünfzehn war, sandte ich meine erste « Novelle » an eine Zeitschrift ein. Die « Novelle » hatte als Titel: « Die Bank im Buchenwald » und erzählte eben von einer Bank, die im

Buchenwald stand und auf der ich mit einem kleinen, schwarzen Mädchen von fünfzehn Jahren gegessen hatte. Von Liebe hatten wir da nicht gesprochen. Das hatten wir beide nicht gewagt, obwohl wir sonst gar nicht so ängstliche Kinder waren. Ich hatte ihr von Goethe vorgeschwärmt, dessen «Faust» ich gelesen hatte, weil man mir gesagt hatte, dass ich ihn nicht verstehen würde. Und dann hatte ich ihr von meiner neuen Dampfmaschine erzählt, die ich zum Geburtstag bekommen hatte. Die «Novelle» sollte gedruckt werden und ihr eben dann das sagen, was mir nicht über die Lippen gekommen war, dass sie das herzallerliebste Maidli sei, das ich je gesehen hätte.

Die «Novelle» kam mit freundlichen Dankworten — zurück. Der Redaktor hatte zwei orthographische Fehler ganz zart und mokant mit dünnem Bleistrich angemerkt! — Warum sollte sich «Blüte» nicht mit «h» schreiben und «Alp-

druck», der doch gewiss etwas mit den Alben zu tun hatte, nicht mit «b»?

Als ich in der Schule meine Matur machte, war ich 18 Jahre. Der Direktor hielt eine Schlussansprache und ermahnte uns, in der Welt tüchtige Menschen zu werden und keine «Dummheiten zu machen».

Nach dieser Rede ging ich zu ihr.

Ich holte sie zu einem Spaziergang ab, und auf einer Brücke rechneten wir aus, wie viele Jahre wir noch bis zur Hochzeit warten müssten. Damit ist die «Szene meiner Werbung» (übrigens ein schlimmes Wort!) beschrieben.

Wir warteten fünf Jahre, und dann wurde es Hochzeit! Und in wenigen Monaten feiern wir die «Silberne Hochzeit».

Mir ging es wie Jakob, der um seine Rahel diente: «Die sieben Jahre gingen ihm hin wie ein Tag!»

Und die 25 Jahre sind noch schneller vergangen.

So einfach ging es zu

Nach dem Tode meiner Eltern übernahm ich in einer Anstalt die Pflege kranker Kinder. Als ich einige Monate dort gearbeitet hatte, trat der bisherige Praktikant aus. An einem Morgen, als ich gerade daran war, die Kinder zu waschen, klopfte es, und der «Neue» trat ein. Gross, stark, etwas linkisch und zurückhaltend. Ich sah, dass er handgestrickte, grobe, graue Socken trug. Nicht gerade elegant; aber ich empfand ihn deswegen irgendwie als schweizerisch. Ein Bauernbub? Ja!

Wir wurden mit der Zeit gute Arbeitskameraden, und ich habe mich immer aufs neue wieder darüber gefreut, wie gut er zu den, zum Teil sehr schwererziehbaren Kindern war.

Bald war die Zeit seines Praktikums, zu dem er seine Semesterferien benutzt hatte, wieder um, und er nahm Abschied von uns. Das tat mir leid, wir hatten ihn alle gern.

Von nun an sah ich ihn seltener. Nur hie und da, wenn es sein Geld erlaubte,

lud er mich zu einem Konzert, zum «Gondeln» oder etwa zu einem Ausflüglein ein. Er war der Sohn eines Kleinbauern, verdiente sein Studiengeld vorweg mit Nebenbeschäftigungen, gelegentlich sogar mit Erdarbeiten und manchem, was eigentlich nicht gerade in seinen Stundenplan gehörte. Nur langsam ging es vorwärts. Wir redeten nie vom Heiraten. Es war oft schwer, weil wir uns immer lieber bekamen. So ging es ungefähr vier Jahre.

An einem goldenen Herbsttag vor nun bald zehn Jahren wanderten wir an meinem Freinachmittag über den Zürichberg. Wir gingen auf einem schmalen Waldweglein, als er plötzlich stehen blieb und mir sagte, dass er nun eine Halbtagsstelle gefunden, die so bezahlt sei, dass wir nun bald heiraten könnten, dass er seine Studien beenden und nebenher noch die Dissertation schreiben könne, wenn ich auch noch mitarbeiten und verdienen helfen wolle. Ob ich wollte! Meine ganze Antwort bestand darin, dass ich vor Glück zu weinen anfing.

Wir machten Hochzeit und wohnten in einer kleinen Dachwohnung, die wir mit wenig Mitteln wunderschön machten. Mein Mann ging täglich an die Uni, nachmittags der Erwerbsarbeit nach. Ich habe ihm geholfen, seine Dissertation ins Reine zu schreiben, ich tippte sie mit zwei Fingern auf einer gemieteten Schreibmaschine und wurde dabei immer stolzer auf meinen klugen Mann, und mit dankbar-glücklicher Geschäftigkeit besorgte ich den kleinen Haushalt so sparsam als möglich. Einen Plan konnten wir nicht verwirklichen: Aus gesundheitlichen Gründen konnte ich keinem Erwerb nachgehen. Da waren wir oft knapp dran. Aber auch das letzte Studienjahr ging vorüber, mein Mann doktorierte, bekam die Stelle ganz-

täglich, und die Dissertation steht heute gedruckt an einem Ehrenplatz auf unserem Büchergestell.

Mein Mann trägt heute noch handgestrickte Socken, er bleibt eben ein Schweizer Bauernbub! Wenn zum Beispiel die Frucht reift auf den Kornfeldern, dann muss er heim und bei der Ernte helfen! Oder wenn es, so wie jetzt, nach verbrannten Kartoffelstauden riecht und die Rächlein wie Nebelfahnen über dem Land schweben, dann muss mein Mann hinaus! Die erdigen Schuhe putze ich ihm gern. Denn — habe ich ihn nicht gleich richtig erkannt bei unserer ersten Begegnung?

Was, du heissest auch Meyer?

Ich ging mit meinen Eltern anno 1923 anlässlich der Basler Fastnacht in das Stadt-Kasinorestaurant, um die sogenannten Schnitzelbänke und Maskentreiben anzusehen; denn ich selbst durfte mich nicht maskieren und auch keinen Ball besuchen. Abwechselnd kamen Masken an unsern Tisch, um zu intrigieren, essen und trinken. Niemand interessierte mich sehr, bis um Mitternacht eine originelle grosse Zugsmaske auf mich zukam und sagte: « Du hesch e glatts Huetli a, dörf i jetz do e Kaffi drinke? » Ich nickte vergnügt, und schon sass «er» neben mir, fragte weiter: « Isch das gegenüber vielleicht dy Ma? » Ich lachte und sagte, dass es mein Vater sei und zu einem Manne bringe ich es überhaupt nicht. « Und ich nicht zu einer Frau », war seine Antwort, während er seine Larve (Maske) abzog und ein verschwitztes, mit Bartstoppeln bedecktes Gesicht zum Vorschein kam, daraus zwei lustige gutmütige Augen mich anzwinkerten. Und schon hatte ich Feuer gefangen.

Meine Mutter musste es bemerkt haben; denn unter dem Tische bekam ich wohlgemeinte kleine Tritte zu spüren, die wohl sagen sollten, dass ihr dieser

Mann nicht gefalle. Ich schaute zu meinem Vater, der mir vergnügt zulachte, und so plauderte ich ungestört weiter. Dieses kurze Glück dauerte nur eine Viertelstunde, da wir auswärts wohnten und die letzte Trambahn dorthin benützen mussten.

Meine Eltern brachen plötzlich auf, so dass ich mich kaum verabschieden konnte, und doch war schnell ganz heimlich eine Visitenkarte in meine Hand gerutscht, und mit einem leisen Aufschrei: « Was, du heissest auch Meyer! », hatte ich meinen eigenen Namen verraten. Ich flüsterte noch schnell meine Adresse dazu, und fort musste ich. Die Visitenkarte drehte ich immer wieder in meiner Manteltasche herum, ich war einfach glücklich und in einer gewissen Spannung, ich werde doch am nächsten Tag oder etwas später etwas von « ihm » hören.

Aber nichts dergleichen geschah, bis nach vierzehn Tagen eine Karte aus Lugano eintraf mit zwei Worten beschrieben, und zwar: « Gruss, Meyer. » Ich hatte eine riesige Freude, der grösste Liebesbrief hätte mich nicht mehr freuen können. Nach weitem acht Tagen kam ein Telephon: « Fräulein, darf ich Sie in

ein Konzert einladen? Ich erwarte Sie um 1½8 Uhr auf dem Barfüsserplatz.» Ich sagte, ohne mich lang zu besinnen, einfach ja.

Das erstemal in meinem Leben habe ich meine Mutter angeschwindelt, indem ich sagte, ich gehe zur Freundin Juggi; denn im Unterbewusstsein war es mir, als ob ich nicht die Erlaubnis erhalten hätte, mit dem Herrn, den ich in «Zivil» gar nicht kannte, auszugehen. Als das Konzert vorbei war, musste ich unbedingt auf das verflixte 10.30 Uhr-Tram, und so mussten wir beide auf die Station rennen und konnten wieder nichts reden; aber ein Rendez-vous für die nächste Woche haben wir trotzdem ausmachen können.

Mit grossem Herzklopfen erwartete ich den Abend, wo wir uns endlich wiedersehen sollten. Wir spazierten ein wenig, und da es ein sehr kalter Abend war, gingen wir bald darauf in ein Restaurant. Die zwei Stunden rannen nur so vorbei. Ich erzählte, dass ich nur in den Ferien in der Schweiz weile, diese Zeit nun abgelaufen sei und ich wieder nach England zurückreisen müsse.

«Muss das wirklich sein?»

Ich bejahte.

«Könnten Sie nicht hier bleiben, es wäre so schön, öfters zusammen zu kommen!»

Davon wollte ich nichts wissen, sondern sagte: «Entweder bleibe ich hier und heirate, oder ich gehe wieder ins Ausland.»

Darauf nahm er meine Hand und sagte: «Also werden wir Mann und Frau! Ich komme am nächsten Sonntag Ihre Eltern fragen.»

Ich kam heim, diesmal erst mit dem spätern Tram, rannte ins Schlafzimmer meiner Eltern, erzählte, ich werde heiraten und am Sonntag komme er fragen.

Ich sehe meine guten Eltern heute noch, wie sie sich verdutzt anblickten und ganz langsam wie zwei Automaten in ihren Betten aufsassen und mich erstaunt fragten: «Mit wem?»

«Mit dem Fastnachtsnarren!»

Meine Mutter schüttelte den Kopf und meinte: «Nun bist Du 26 Jahre alt geworden und kannst so unüberlegt handeln!» und der Vater sagte ganz gelassen: «Wenn er Dir gefällt, so nimm ihn nur, kannst immer wieder heimkommen, wenn's nicht geht!»

Der Sonntag rückte heran. Der unbekannte Bräutigam hatte seinen Besuch auf 3 Uhr nachmittags angesagt. Meine Mutter wollte unbedingt nicht zu Hause sein und nahm meine beiden Brüder auch mit sich fort. So waren mein Vater und ich allein. Ich öffnete selbst pochenden Herzens die Tür und führte meinen Zukünftigen in die Stube zum Vater. Die zwei Männer begrüßten sich herzlich, und ohne grosse Umschweife zu machen erzählte mein Auserwählter, dass er 32 Jahre alt sei, seit zwei Jahren eine kleinere Werkstatt sein Eigen nenne und es wohl für uns beide reichen würde zum Lebensunterhalt. Mein Vater sagte ohne Zögern ja und bot seinen Rat und Hilfe an, falls wir solchen benötigen sollten. «Ihr seid beide jung und gesund und könnt arbeiten, also spannt zusammen!»

Um 5 Uhr kam die Mutter nach Hause, der Vater öffnete einfach die Zimmertür und sagte: «So, Mutter, komm herein, du hast einen neuen Sohn bekommen, er heisst Alfred.» Um 7 Uhr sassen wir am Familientisch, als ob wir uns schon lang kannten.

Sechs Wochen darauf war unser Hochzeitsfest, es sind seither fünfzehn glückliche, arbeitsreiche Jahre vergangen und wir haben unser damaliges kleines Unternehmen zu grosser Blüte gebracht.

Ich habe es nie bereut, dass ich so rasch entschlossen geheiratet habe, ohne meinen Gatten überhaupt näher zu kennen. Ich war aber von einem glühenden Arbeitseifer durchdrungen, häuslich wie geschäftlich mich entfalten zu können, und das verhalf mir zu meiner wirklich glücklichen Ehe. Heute, mit 41 Jahren, finde ich es selber toll, wie ich damals meine Eltern überrumpelte; aber es war: Liebe auf den ersten Blick.
